

(Nachdruck verboten.)

83]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Kneedel.

„Paula!“ stöhnte er, „kann ich? — Herrgott ich . . . ich . . . es Luis . . .! Was hat sie mit alles für mich getan, aber . . . aber — Du lieber Himmel . . .! Wenn du mich schwörst, Paula, noch einmal schwörst bei allem, was heilig ist im Himmel und auf Erden, daß Du, seitdem Du mit mir gehst, keinen, keinen andern dabei gehabt hast, dann . . . Paula — sieh . . . ich will Dich doch mit ins Verderben stoßen, ich, ich heirat Dich, ob's mein Leut wollen oder nit, aber das —“

„Das kann ich Dir schwören!“ Sie sah ihn fest und ruhig an. Da stürzte er vor ihr auf die Knie.

„Verzeih mer, Du! Ach Gott, verzeih mer! Verzeih mer!“

Sie beugte sich zu ihm nieder. Sie zog ihn zu sich herauf, sie riß seinen Mund an ihre Lippen, und sie küßte ihn heißer und wilder denn je im Bewußtsein ihres Sieges.

25.

Als der Christian an jenem Abend fortgegangen war, hockte die Paula lange Zeit regungslos in der dunklen Stube.

Das Feuer im Herd war ausgegangen. Es wurde kalt und die Finsternis breitete sich dick und schwer über den Raum.

Die Paula saß still, das Gesicht in die Hände gepreßt. Ihre Finger wurden kalt. Nur ihre Wangen glühten noch immer. Und plötzlich warf sie den Kopf zurück. „Jetzt hat's ein Ende mit all dene ander!“ sagte sie, und ein fester Entschluß war in ihr.

„Ich wär ja en Narr, wenn ich's wieder riskieren tät! Denn wenn er mich erwischen würd! — Du lieber Himmel! Ein Frösteln schüttelte sie.“

Und überhaupt all die Kerle! Wui Deubell! Ich will froh sein, wenn ich je vom Hals hab! Er is doch der Ordentlichste! Der einzig, der mich heirat. Und dabei is er doch en Herr Lehrer! — Nein! — Ich wär ja en laudumm Luder . . .!

Sie stand auf. Ihre Füße waren starr vor Kälte, und ihre Finger waren steif.

Langsam zündete sie die Lampe an. Dann schaute sie nach dem Feuer. Aus! — Ob ich's — anmach? Ihre Zähne schlugen klappernd aufeinander. Ach was, ich leg mich ins Bett. Wozu mich mit dem Feuer plage! Und was soll ich dann tun? Wer weiß, wenn die heimkommen . . .!

Sie schmierte sich ein Butterbrot, aß es und ging in ihre Kammer. Als ihre Eltern heimkamen, schlief sie fest.

Ein rauher Wind piff aus dem Tal, als die Paula am nächsten Morgen mit ein paar anderen Mädchen in der Frühdämmerung nach der Fabrik ging.

Ihr blondes Haar wehte im Wind. Ihre Hände hielt sie unterm Tuch.

„Aus dem warmen Bett in die Hundekälte!“ stöhnte sie, „hrrr . . .!“

„Na, en Blasier is es nit,“ meinte ihre Nachbarin, „aber was will mer mache?“ Sie band ihr Tuch fester und wickelte die Hände in die Schürze.

Eine Weile liefen sie schweigend. Der weiße Streif, der über der Ebene lag, wurde breiter und breiter. Eine fahle Gelle ging von ihm aus.

„Der Montag wird ein doch immer am sauersten,“ meinte eins der Mädchen.

Ein paar lachten. „Was hast denn gestern getrieben, daß der's eso sauer wird, hä?“

„Und Du, Paula?“

„Ich? — Ich hab daheim gehockt!“

„Du!“ sie sahen sie erstaunt an.

„Inja! — Mein Liebster war da!“

„Ach eso! Der Christian, der Herr Lehrer! Na, ja, mit em Liebste derheim . . .!“ Sie lachten. „Aber nure, wenn sonst niemand dabei is . . .?“

„Na, das is doch natürlich,“ lachte die Paula, „wenn der Vater und die Mutter dageweese wären, dann wären mer in den Wald gegangen . . .!“

„Aber um die Zeit is es derheim besser wie im Wald . . .!“ Sie lachten und schritten rascher aus.

„Das macht warm!“ In der Fabrik wechselten sie flink ihre Kleider und eilten jede an ihren Posten.

Rechts und links eine Spulerin am Arm, lief die Paula durch den Websaal. Dort rasselten die Webstühle bereits. Affordarbeiter! Die mußten sich schon eilen. Es war doch bequemer, im Taglohn zu schaffen!

Die Paula gähnte und schaute sich im Spulsaal nach dem Meister um.

Der war noch nicht da. Galt Montag! Sie lachte und begann die Garnrollen einzuschalten und die Spulen aufzusetzen. Sie drehte den Faden um die Rollen und ließ ihre Maschine laufen.

„So . . .!“ Sie verschränkte die Arme über der Brust, überwachte mit halbem Blick die tanzenden Rollen und schwatze mit ihrer Nachbarin.

„Warste mit Deinem Bursch?“

„Inja . . . In Sambach waren mer, und dann sind mer durch die Wingert heimgegangen . . .!“

„Da is es am dunkelste . . .!“

„Inja!“ Die beiden Mädchen lachten und gingen auseinander. Der Meister machte die Runde im Saal.

Die Paula ersetzte die abgelaufenen Spulen, sie machte einen Weberknoten und wieder tanzten die Rollen.

„Wollen mer was singe?“ fragten die Spulerinnen von der anderen Seite der Maschine herüber.

Die Paula nickte. Und dann stimmte sie ihr Lieblingslied an:

„Nicht weit von hier, in einem schönen Tale,
Da saß ein Mädchen an einem Wasserfalle,
Sie war so schön, so schön wie Milch und Blut,
Sie war von Herzen einem Räuber gut!“

Die Spulen tanzten im Kreise, und die Rollen drehten sich, der Faden wickelte sich ab und auf, und die Mädchen liefen an der Maschine auf und ab, machten da einen Weberknoten, setzten dort eine neue Spule auf. Und dabei sangen sie einen Vers um den anderen, langsam und schleppend.

„Nimm diesen Ring, und sollt' Dich jemand fragen,
So sollt' Du sagen, ein Räuber hat ihn getragen,
Der Dich geliebt, bei Tag als wie bei Nacht,
Doch schon so manche Mädchen umgebracht.“

Ein Kettscherer kam und nahm der Paula die Rollen von der Maschine. Dabei kniff er sie in die bloßen Arme, und sie gab ihm einen Schlag auf den Hintern.

„Du bist heut all eso fleißig, Paula,“ sagte der Mann, „und gestern war doch Sonntag, da . . . da . . .“ Er sah sie an.

„Da habt Ihr wahrscheinlich en Kind gemacht und davon seit Ihr heut krank, hä . . .?“

„Ach,“ der Mann lachte. Seine Hand tastete wieder nach ihrem Arm. Aber sie stieß ihn von sich.

„Seht Ihr denn den Herr Härter nit!“

„Ach was, der — —! Der hat nix zu sage, der is nure zum Blasier in der Fabrik . . .!“

„Aber ich will nit . . .!“

„Ah, so is die Sach!“ Mit einem frechen Lachen packte der Arbeiter noch zwei Rollen in seinen Korb, dann ging er. Die Paula setzte neue Rollen auf und drehte die Fäden der Spulen darum, derweilen der junge Mann zu ihr herankam.

„Na, Paula, heut abend, gelt?“ fragte er mit heißem Atem und betrachtete wohlgefällig ihre volle Gestalt, die das rote Kleid stramm und fest umschloß.

„Nein!“ sagte sie und machte einen Weberknoten.

„Was?“ Das Blut schoß dem jungen Mann in die Stirn. „Du willst nit?“

„Nein . . .!“ Die Paula hob den Kopf und wies mit den Augen zu den Mädchen hinüber, die jenseits der Maschine standen und horchten.

Da räusperte sich der junge Mann. „Du mußt blau spulen!“ sagte er, „drüben im Lager stehen ein paar Kisten. Nimm einen Korb, ich zeig sie Dir . . .!“

Das Mädchen tat, wie ihm geheißen, und folgte schweigend dem Manne.

„Mir wollen auch blau spule, hä?“ sagte eine der Spulerrinnen auf der anderen Seite der Maschine zu ihrer Nachbarin und langte nach einem Korb.

„Ja, wir wollen auch blau spulen!“ sprach die andere und lachte. Und beide schlichen sich an die Lagertüre.

Sinter dem jungen Mann schritt die Paula in ihrem knallroten Kleid mit den kurzen Ärmeln, bis er stehen blieb. Mit einer raschen Handbewegung deutete er auf eine Kiste, und die Paula kniete nieder und begann die Spulen in ihren Korb zu werfen.

„Was fällt Dir ein, warum willst nit kommen?“ fragte Herr Härter unterdes.

Das Mädchen hob den Kopf. „Weil ich nit will!“ Sie bückte sich wieder nach den Spulen.

„Es ist Dir wohl nit ganz recht da oben!“ Er wies mit dem Finger auf die Stirn.

„Gm.“ Sie zuckte die Achseln. „Wenn de meinst!“

Da stürzte der junge Mann auf sie zu und packte sie fest an den Armen. Sein Atem ging kurz und laut! Du kommst!“

Nein!“

„Du . . . Du — —!“

„Laß mich los oder ich schrei!“ Das Mädchen war aufgesprungen. Ihre Augen blühten, ihre Waden waren dunkelrot . . . „ich schrei . . .!“

„So . . .“ sie lachte und bückte sich wieder über ihre Spulen. Im selben Augenblick schoben sich die beiden Spulerrinnen mit verlegenem Lachen durch die Türe.

Herr Härter aber schritt tiefer ins Lager hinein und pfiß ein paar Löne.

Die Paula füllte ihren Korb und ging in den Spulsaal zurück. —

Bis zu Samstag gab's fast täglich die gleichen Szenen, aber die Paula blieb fest, ohne sich zu ärgern.

En bißche was muß der Mensch doch habe! sagte sie sich und verweigerte sich dem jungen Mann mit derselben Wollust, mit der sie sich ihm sonst hingeeben.

Ich bin halt doch immer die Stärkste! dachte sie.

Am Samstagabend aber, als sie sich zu Bett gelegt hatte, konnte sie lange nicht einschlafen.

Wider ihren Willen mußte sie fort und fort auf das gleichmäßige laute Auf- und Abwallen ihres Blutes hören.

Sie atmete ein paarmal tief und voll. Bäumte sich auf, legte sich zur Seite und dann horchte sie wieder, horchte und horchte auf das Tosen ihres Blutes. Gal sie rechte die Arme.

Ihr Atem war heiß.

Ein Glück, daß morgen der Christian kommt! Acht Tage, Du lieber Himmel, ist auch en Zeit . . .!

Und sie wühlte den Kopf in die Kissen und grub die Zähne in den bunten Bezug.

Am Sonntagmorgen aber kam ein Brief vom Christian an die Paula. Sie riß ihn auf mit zitternden Fingern, las ihn und lachte hart. En Brief, pah, was hat mer davon . . .!!!

Eine Sekunde stand sie mit schlaffen Armen, dann ging sie in ihre Kammer zurück und legte sich noch einmal ins Bett.

Was sollte sie mit dem langen Sonntag anfangen? Ha, ich weiß . . . Der Härter! . . . Aber nein! Es kam ihr in den Sinn, was der für ein triumphierendes Gesicht machen würdel!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Linde.

Von Carl Busse.

Saß heut, ohne den Tag zu bedenken, auf meinem Amtssessel, hatte auch mancherlei schon dekretiert, da erhob sich ein rechties Getöse unten, als kämen sie aus Dörfern und Flecken zu Markte. Aber die Stimmen waren zu hell; merkte bald, daß es unferer guter Stadt Nachwuchs sei, der also johlte. Und mit einemmal fühlt' ich ein Aucken im Herzen. Wußte, daß nun für einen die Stunde geschlagen, den ich lieb gehabt.

Die blanken Aerte gehen an die Linde. Ein großes Ereignis für eine kleine Stadt; ein größeres für mich.

Ein armer Leute Kind und hab' einj' barfuß auf den Aesten geseßen. Nur Vienen, Blüten und Vögel kamen mir nahe. Blicke wohl auch in des Bürgermeisters Zimmer hinein, bis der Gestrenge das Fenster öffnete und drohend sagte: „Hängst Du schon wieder in den Zweigen, Jung? Wer zu viel auf Bäume klettert, den hängt man später noch höher.“

Er meinte wohl den Galgen damit. Bin aber am Galgen vorbeigewischt und siße nun selber auf des Gestrengen Stuhl.

Sie wollten einen Studierten zum Bürgermeister und nahmen das Stadtkind.

Da konnt' ich nun mit Muße in die Linde sehen. War aber genierlich, wenn die Jungens drin herumturnten und ihr Schaufeln selbst die äußersten Zweige erschütterte, daß sie ans Fenster klopfen. Dieß ich ein Gewitter niedergehen, war mir immer, als wettete ich gegen mich selbst und meine jungen Jahre. Durch den Baum aber ging's wie ein Lachen.

Er ist mit der Zeit ein großes Verkehrshindernis geworden; manche meinen auch, er sei mürbe und zu nichts mehr wert; verdunkelt zu dritt die Zimmer, die auf den Markt schauen sollen und doch nur in seine Krone sehen.

Es ist notwendig, daß er fällt, und es ist gut. Er hat Zeit gehabt, denn vor bald hundert Jahren schon sollt' die Art ihn morden. Das ist eine kuriose Geschichte, und wo der Baum jezt fällt, mag sie hier notiert sein als ein buntes Blättchen in der Chronik.

Vor bald hundert Jahren also stand dieser Baum schon stolz und prächtig vor dem Rathaus. Wo sind die Blüten, die er damals trug? Wo die Augen, die sie ansahen?

Regierte zu jener Zeit Herr Tobias Züfingger als Bürgermeister, der beschriebenen wird als altes Männchen mit doppelter Nase. Und wenn der Stadtschreiber zur Unterschrift ein Aktenstück vorlegte, hieß es schon damals: „Herr Bürgermeister haben das ganz' Zimmer von dem nichtsnutzigen Baume verschattet.“

„Aber es riecht gut,“ erwiderte Tobias Züfingger. „Darauf bin ich ja doppelt angewiesen.“

So durfte der Baum grünen, blühen und die Aeste strecken nach Herzenslust. An Markttagen saßen die Bauernweiber in seinem Schatten, und jeden Mittwoch und Sonnabend fuhr Godel Hinrichsen an der Linde vor.

Es war alles schwerer Schlag: Pferde, Mann, Wagen. Die Krippe führte Godel gleich mit. Er stellte sie vor die Säule, schüttete Hafer hinein, holte vom Brunnen zwei Eimer Wasser. War das Gespann so besorgt, dann ließ er sich selbst im Wirtshaus ein schäumend Glas geben. Wlief aber nicht in der Gaststube sitzen. Ihn war's draußen unter der Linde lieber. Er saß im Schatten, trank das kühle schöne Bier, schnitt Brot und Wurst ab, und wenn er nachher die Pfeife in den Mund nahm, hätt' er mit keinem König getauscht. Selbst der Bürgermeister Tobias Züfingger verschmächte nicht, vom Fenster aus ein Schwächchen mit ihm zu machen, und sah wohlgefällig herab auf den schweren, festen Mann, die runden Säule, den goldenen Hafer. Die Geldtase hatte der Fuhrherr um den Leib geschnallt; sie war gut gepfickt. Denn er war ein wohlhabender Mann, scheute sich aber trotzdem vor keiner Arbeit.

Da geschah es, daß Tobias Züfingger die Augen schloß und das Regiment der Stadt in andere Hände kam. Das waren die Hände des ehrenwerten Herrn Michael Kluge, und sie hatten einen festen Fingerring. Der Herr Stadtschreiber merkte es mit dem ganzen Bureau. Als er nach alter Gewohnheit die submissive Bemerkung machte, daß der nichtsnutzige Baum dem Herrn Bürgermeister das Zimmer verschattete, bekam er die Antwort: „Habe solches schon selber bemerkt. Und da Magistratus Licht braucht, wird die Linde abgehauen.“

Darob erschraf der Stadtschreiber nicht schlecht, denn er redete die Worte nur aus Gewohnheit und war allen Neuerungen abhold. Sein Vorgesetzter jedoch legte gleich in der nächsten Sitzung den Gemeinderäten sein Vorhaben dar, wußte auch mannigfachen sich erhebenden Widerspruch zu besiegen, also daß die Tage der gerade jezt blühenden Linde gezählt schienen.

Einer der Wohlweisen aber hatte noch einen besseren Gedanken. Was, sagte er, solle sich Magistratus mit dem Fällen befassen! Das kostete Geld, außerdem könne es ein Unglück geben, wofür dann die Stadt hapspflichtig sei — er schlage also vor, zum Nutzen des Stadtsäckels den Baum meistbietend zu versteigern. Dann ginge alles auf die Kappe des Käufers.

Da erscholl großer Beifall, so daß auch Magistratus nicht umhin konnte, sich dem Vorschlage anzuschließen.

Tags darauf schritt der Stadtwachtmeister mit der großen Glode in der Hand durch den ganzen Ort.

Grab' saß Godel Hinrichsen beim Frühstück unter der Linde. Wenn er saß, saß er. Vielleicht wär' alles anders gekommen, wenn der Wind von der anderen Seite geblasen hätte! Aber er blies richtig, und deshalb konnt' der Fuhrherr gut hören, was für eine wichtige Bekanntmachung da ausgeklingelt ward.

Wlief ihm der Bissen im Munde steden. „Düwel ook!“ wettete er. „Wat snakt he da vör dumme Tüg?“

Aber es blieb dabei: Magistratus tat allen guten Bürgern kund und zu wissen, daß durch Beschluß des Gemeinderates die auf der südlichen Seite des Marktplazes vor dem Rathaus stehende Linde am nächsten Sonnabend, des Vormittags zehn Uhr, öffentlich meistbietend, gegen gleich bare Bezahlung, versteigert werden sollte.

Godel Hinrichsen tastete nach der Geldtase und hob den Kopf. Ueber ihn wölbte die Linde, der das Todesurteil gesprochen war, ihr breites Astwerk. Ueber und über war sie mit den gelblichen Blüten besät, so daß, wenn man von weitem kam, sie mehr gelb als grün wirkte. Hundert Jahre mochte sie hier schon stehen, gleichsam ein Wahrzeichen des Marktes. Es hatte manch Fuhrwerk in ihrem Schutze geruht; den heißen Säulen hatte sie Schatten gespendet; bei Regen und Sonnenglut hatte ihr blankes Dach die

armen Marktweiber geschirmt. Und seit zwanzig Jahren ungefähr hielt er selber, Godel Hinrichsen, hier Raft.

Er schüttelte nur den Kopf. Es kam selten vor, daß er die Pseife nach dem Frühstück zum zweitenmal stopfte. Heute tat er's. Und streckte die Nase wieder in die Höhe.

Man sah beinahe, wie in jedem Augenblick starke Duftwellen, die fast zu schwer für die Luft waren, sich nach allen Seiten ergossen, ineinanderschlugen, alles durchdrangen. Der mächtige Stamm trug sein unzählbar Blüten wie ein rauchend zum Himmel gestrecktes Opfer. Und die emsigen Bienen, die ununterbrochen ein- und ausströmten, schienen gar benommen und trunken zu sein von der überreichen Fülle; sie tauchten gleichsam wahllos an irgend einer Stelle unter wie in einem unendlichen und seligen Meere, gewiß, überall den gleichen Reichtum zu finden. Und durch ihr ununterbrochenes Summen, das keinen Augenblick aussetzte, klang heller, wie die von einem großen, aber leisen Chor getragene Oberstimme, der Schlag und das Zwitschern eines Vogels.

„Dol Hänse,“ das rechte Stangenpferd, drehte sich um. Die Krippe war längst leer. Da machte sich Godel Hinrichsen zum Weiterfahren fertig. —

Der Zimmermann konnt' das Holz der Linde nicht brauchen, aber der Tischler besah sich den Baum so genau, als müßt' er jeden Zentimeter, den er hergeben konnte, berechnen.

Bei der Versteigerung, zu der sich nur ein halbes Duzend Leute einfand, tat er das erste Gebot.

Da kam ein schwerer Schritt durch den Flur. „Zum zweiten!“ sagte der Stadtwachtmeister.

„Immer noch 'n halben Taler mehr!“ sprach Godel Hinrichsen, eh' er die Tür hinter sich zudrückte. Sein war der schwere Schritt. Dann erst nickte er: „Morgen, die Härrens!“

Tischler Nord verzog das Gesicht.

„Ihr kommt fünf Minuten zu früh, Gebatter. Aber schön — den Taler mach' ich voll. Schlagt zu, Wachtmeister!“

„Und zum . . .“

„Immer noch 'n halben Taler mehr!“ sprach Godel.

War ein possierlicher Wettkampf. Der Herr Sekretarius rief den Kammerer, der Kammerer den Bürgermeister, Tischler Nord war ein Dickkopf wie die Tischler alle. Er stand nicht ab; er machte den halben Taler Godel Hinrichsens immer von neuem voll, aber immer von neuem legte der Führer einen halben drauf.

Magistratus strahlte. War ein unermutet glücklicher Handel mit dem Baum. Sätze man hier nicht von Amts wegen, wär's eine Lust, die beiden Kampfhähne noch höher zu treiben. Jed' Ding hat aber einmal ein Ende. Der Wachtmeister war schon heiser — da drückte sich Tischler Nord.

„Und zum dritten!“

„Gew' id ihn doch!“ sagte Godel Hinrichsen. Bedächtig band er die schwere Geldtase los und zählte auf: Taler neben Taler. Jeder wurde mit Nachdruck auf den Tisch gelegt. Als er fertig war, auch noch einmal die ganze Summe überzählt hatte, holte er ein Papier aus der Tasche, machte die Finger naß und entfaltete es.

„Damit alles seine Wichtigkeit hat — 's ist nur die Quittung, Herr Bürgermeister.“

Selbst ausgeschrieben — mit großen Buchstaben. Er füllte nur schnell noch die Summe aus. Nun war's richtig. Magistratus bescheinigte, daß der Führer Gotthold Hinrichsen die vor dem Rathaus stehende Linde in gerechter und ordnungsgemäß verlaufener Auktion zu dem bar bezahlten Preise von so und so viel Talern für sich erworben habe.

Druckte Michael Kluge neben seine Unterschrift das Sigillum. „Womit es in meinem Zimmer hell wird, Herr Kammerer,“ sprach er vergnüglich.

„Und nicht weniger in der Kassa, Herr Bürgermeister.“ Denn die Silbertaler blitzten.

Am vergnügtesten über den Handel war aber doch Godel Hinrichsen. Er brach von seinem Baum zwei blühende Astchen und steckte sie ins Geschirr der Pferde: „Hü, ool Hänse, — ich hew ihn — Düwel ool!“

Und der Baum schickte seine stärkste Duftwelle nieder, über die Pferderücken zu seinem neuen Herrn und Besitzer.

Im Zimmer Michael Kluges jedoch ward es nicht heller. Eine Woche verging, zwei, drei — wo blieb die Art? Im Regiment der Stadt gab es Kopfschütteln erst, dann Zorn. Bis der Bürgermeister ein Schreiben an den wohlgeborenen Führer Gotthold Hinrichsen aufsetzte, darin ihm kundgetan ward, daß er nunmehr den auf der Auktion gekauften Baum möge fällen lassen und in Besitz nehmen.

Neue Mode, dachte der Fuhrmann. So Tobias Züfingler noch lebte, hätt' er mir's durchs Fenster gesagt.

Aber als er das nächste Mal unter seiner Linde rastete, stieg er die Stufen empor: Was man von ihm denn wollte?

Nichts weiter, als was im amtlichen Schreiben stünde! Wann er denn endlich den Baum wolle schlagen lassen?

Das Fenster war offen. Der Baum sah herein und hörte zu. Und damit er die Antwort deutlich verstünde, sprach Godel Hinrichsen langsam und laut: „Ja, Herr Bürgermeister, das werden wir beide woll nich mehr erleben.“

Magistratus war sprachlos. Es sei nicht angebracht, hier Späße zu machen.

Würde sich auch niemand erlauben. Am wenigsten ein einfacher Fuhrmann. Aber die Linde gehöre ihm. Gekauft sei gekauft. Ständ' nichts in seinem Schein, daß er eine Verpflichtung übernehme.

Ob er von Sinnen sei? Weshalb man denn den Baum verkauft habe?

Das, erwiderte Godel Hinrichsen, sei Sache des hochweisen Rats. Er aber hätte blante Taler gezahlt, könne also mit seinem Eigentum machen, was er wolle. Und sinitemal er die Linde brauche, weil er darunter raste und die Pferde im Schatten stehen müßten, bleibe der Baum stehen, wo er stehe. Punktum!

Zog die rechte Hand einen dicken Strich durch die Luft. Das hieß: Fertig!

Magistratus kochte vor Zorn. Der Fall mußte der nächsten Sitzung vorgelegt werden. Vorher jedoch verbreitete sich das Gerücht davon in der Stadt. Und da es viele Bürger gab, die den Zügelgriff Michael Kluges zu fest fanden, und der gleichsam als Wahrzeichen des Marktes erschien, nicht missen wollten, so gab es viele vernünftige Gesichter. Nur einer hohen Obrigkeit, die den Schaden hatte, lief der Spott nach, und wo sich einer vom Rathaus in den Dörfern und Flecken ringsum blicken ließ, ward er auch gefragt, ob nicht noch mehr Bäume zu verkaufen wären.

Wurmte den Bürgermeister so, daß er quittegelb ward vor Aerger. Aber der Gemeinderat beschloß, den Fuhrherrn anzugehen, ob er in Güte von dem Kauf absehen wolle.

Kamen jedoch an den Unrechten. „Gib' nicht auf Umtausch gekauft.“

So mußte denn gellagt werden. Godel legte vor Gericht seine Gründe dar. Hielt auch dem Richter seinen Schein vor die Augen. Er sei kein Tischler, sondern ein Fuhrmann. Diesem jedoch nütze kein gefällter Baum, sondern ein stehender. Name dazu, daß er davon ernten wolle. Von den Doktores halte er nicht viel, aber Lindenblüte als Tee sei gut für alle Schäden des Leibes.

Der Richter hatte ein kupfrig Näschen, vom Lindenblütentee kam's wohl nicht. Steckte es tief in die Ästen, denn es war ein ernsthafter Streit, und das Ansehen der Justitia hätt' kein Lachen gebuldet.

Der Schluß war, daß Magistratus abgewiesen ward. Godel Hinrichsen war nichts anzuhaben. Er stand auf seinem Schein, unter den Michael Kluge selbst das Sigillum gedruckt. Und er ließ wirklich Lindenblüten zum Tee pflüden.

So gingen die Jahre. Dol Hänse' starb zuerst; der „Bürgermeister“ ward grau und ging auch hin. Ich hab's gesagt, dachte Godel Hinrichsen, der Baum überlebt uns beide. Setzte sich dann auch bald zur Ruhe und zog in die Stadt zu seiner Linde. Es war ein schwer Stück Arbeit für den Tod, mit dem schweren Manne fertig zu werden.

Seine Tochter, ein starkes Frauenzimmer wie alle aus dem Geschlecht der Hinrichsen, heiratete am Markt den Kaufmann Höhne. Ihr Sohn nahm eine Steigemüller zum Weibe.

Wieder Jahre und Jahre — neue Blüten, neue Menschen. Was ist noch da von Godel Hinrichsen?

Aber die Linde steht noch, eine Leiter lehnt daran. Kommt' ein Jung' dazu — einer, dem der Bürgermeister oft den Galgen prophezeit. Sieht die Leiter, sieht auf den Baum. Was für ein Vogel singt da?

Das ist das Urenkelkind von Godel — sechs Jahre. Schwarze Strümpfe baumeln vom Ast. Mehr sieht man nicht.

Braucht nicht gesagt zu werden, daß der Jung' die Leiter wegnahm, daß der Vogel ohne Flügel gar wütig oben schimpfte und heulte. Steckte auch ein rotes Jünglein fast bis zur Wurzel heraus, als bemeldeter Bengel unten lachte.

War sein erstes Scharmügel mit Veronica Höhne. Aber was weiter geschah, und daß nunmehr selbige Veronica — als welche gleichfalls groß und blond und stark ist wie die Hinrichsens — seit langem sein ehelich Weib ist, geht keinem an und gehört nicht in dieser ehrbaren Stadt Chronika.

Höre auch schon die ersten Artschläge schallen, die der Linde ans Leben gehen. Bald also wird sein, was schon Herr Michael Kluge gewünscht: Licht und Helle in diesem Zimmer. Vermeine jedoch, daß auch eine große Leere sein wird, und hab' mein Weib gebeten, wenn der Baum fällt, am Fenster zu stehen. Können uns dann herüber und hinüber grüßen!

Frage sie mich: ob es dann nicht mehr leer sein würde.

Voraus man sieht, daß selbst eines Bürgermeisters Weib einen fürwitzigen Schnabel gegen die Obrigkeit hat.

Finis darunter! Und nun, Baum — fall' zu! —

Kleines feuilleton.

ws. Der Ernteheilige Bartholomäus. Der Heilige des 24. August, Bartholomäus, gilt weit und breit als einflußreich für die Ernte und die Feldarbeiten. Dementsprechend bestimmt er das Wetter für den Herbst nach dem alten Wetterspruch:

Sind Lorenz (8. August) und Barthel schön,
Ist ein guter Herbst vorauszusehn.

Hoggen und Weizen sind eingeerntet und nur die Haferernte ist noch im Rückstande. Als Erntehilfer steht Bartholomäus in dem Aufe, daß er das nachstehende Getreide vollends reifen lasse. Im Mecklenburgischen sagt man, daß er den Hafer, welcher am 24. August noch auf dem Halme steht, knide und verderbe. In Erfurt heißt es: „Barthel geht ins Kraut“, d. h. er bringt die Hohlköpfe zur Reife, daher soll man am 24. August nicht auf das Feld gehen, um den Barthel nicht zu verschrecken. Anderwärts geht Barthel in die Heidel- und Brombeeren; dann hört ihr Erntern auf. Bis zum Bartholomäustage muß überall das Winterkorn eingebracht sein, sonst verdirbt es. Ein Spruch lautet im Waldeckischen:

To Bartelmä,
Dann knid de Hafer in de Kneer,
Bei Hafer hätt, dee mägge,
Bei Rogge hätt, dee sägge,
Bei Grummet hätt, dee rede,
Bei Appeln hätt, dee brede,
Bei Bören hätt, dee rüddele,
Bei Quetschen hätt, dee schüddele.

In alten Zeiten durfte am Bartholomäustage nicht gearbeitet werden. In einem hamoberschen Dorfe, erzählt die Volks- sage, daß einst am Bartholomäustage, an welchem die Leute in die Kirche gingen, ein reicher geiziger Bauer seinem Knecht befohlen habe, Bohnen einzufahren. „Herr“, sagte der Knecht, „et is jo Barthelmei.“ Der Herr aber bestand auf seiner Weisung, indem er zornig dem Knecht zurief: „Barthele Du, sovel Du wunt, de Bohnen möten rinn!“ Der Knecht spannte an; auf dem Rückwege aber verschwand er zum allgemeinen Schrecken samt Pferd und Wagen. In manchen Gemeinden Ober-Steiermarks erhält am Bartholomäustage jedes Glied des Hauses, namentlich das Gefinde, ein ein Pfund schweres Buttergebäd, die Bartelmäbutter. Darüber erzählt man folgende Legende: An seinem Namenstage ging Bartholomäus, der, ein Jünger Jesu, lebendig geschnitten sein soll, seine Haut über der Schulter, bei einem Krautgarten in Ober-Steiermark vorüber und sah ein Weib darin jäten. Entsetzt über den Anblick des Märtyrers rief die Frau: „Ach, wie dauert Ihr mich, Ihr armer Mann!“ Aber der Heilige sprach: „Weit mehr dauert Du mich, die Du an meinem Tage arbeitest, statt ihn in der Kirche zu feiern!“ Da lief das Weib rasch in die Kammer, holte einen Stüzel Butter und gab ihn dem Heiligen, damit er sich den wunden Leib damit streiche. Zum Gedächtnis ist die Bartelmäbutter geblieben, und alle, die an diesem in Steiermark gebotenen Feiertage arbeiten, werden mit dieser Legende zur Kirche gemahnt. Auch in Spanien genießt der Bartholomäus viel Verehrung. Sein Tag wird durch große Prozessionen gefeiert.

k. Was wird aus den alten Kulissen? Diese Frage wird sich schon mancher Theaterbesucher vorgelegt haben, wenn er die immer prächtiger werdenden und immer realistischer aufgebauten Theaterdekorationen auf der modernen Bühne vor sich sah. Die einfache bemalte Leinwand genügt uns nicht mehr, der heutige Theaterbesucher will wirkliche Bäume sehen, deren Kronen vom Sturm bewegt werden, die Häuser sollen aus Steinen, anscheinend wie für die Ewigkeit gefügt, dastehen, und der Blick soll sich im Hintergrunde oft in unendliche Fernen verlieren. Ein solcher Aufwand verursacht natürlich außerordentliche Kosten. Was wird nun aus all dem, wenn auch nicht „echten“, so doch immerhin wertvollen Material, wenn das Stück, zu dessen Darstellung es diente, sein kurzes Bühnenleben beendet hat? Eine englische Zeitschrift behandelt dieses Thema für die englischen Bühnen, die ja in der Pracht der Bühnenausstattung allen anderen vorangegangen sind. Da werden zunächst einige Beispiele für die Kosten dieser Kulissen mitgeteilt. Die Barockszene in Sir Henry Irving's „Faust“-Aufführung kostete fast 2000 M., die große Tempelszene in Verbahn Treas „Aero“-Aufführung 2000 M. Die Szenerien waren eben nicht gemalt, sondern wirklich aufgebaut. Früher genügte es, wenn eine Säulenreihe flach auf Leinwand gemalt war, aber der Bühnenrealismus unserer Zeit verlangt, daß wirkliche runde, hohle Säulen aus Gips auf einem Fachwerk von Holzlatten hergestellt werden. Eine solche Szenerie hatte z. B. auch das Waldorf-Theater bei der Aufführung von „Shore Acres“. Die Hauptszene stellte das Innere eines Leuchturmes dar. Das kreisrunde Gebäude erstreckte sich von der Bühne bis zu den Sofitten. Um die einfachen getünchten Wände des Leuchturmes zog sich eine Treppe, scheinbar aus Stein, die mit einem eisernen Geländer mit Laufftange versehen zu sein schien. Diese massive Szenerie war durchaus nötig, denn zwei der Hauptdarsteller gerieten auf der Treppe in einen heftigen Streit. Wenn dabei die Szenerie geschwankt oder die Treppe sich nur ein wenig bewegt hätte, so würde das einen peinlichen Eindruck hervorgerufen haben. Das war aber unmöglich, denn die Szenerie war über kräftige Holzleisten gespannt, die man durch flache Eisenhaken verstärkt und sicher verbolzt hatte; die Treppe war aus Bauholz auf einem leichten, aber starken Stahlgerippe errichtet. Die nur einfach aussehende Szene war ein Meisterwerk der Theaterzimmerei und kostete fast 2000 M. Hat ein Stück nun in London keine Zugkraft mehr, und wird es dann in den Provinzen gespielt, so wird die Szenerie auseinander genommen und für die Bühnen der

Provinztheater verwendet. Hat schließlich die Szenerie als solche keinen Wert mehr, so wird man sie möglichst vorteilhaft zu verkaufen suchen. Oft nimmt sie der Theaterzimmermann zurück und übermalt dann die einzelnen Teile oder benützt sie für andere Aufführungen. In einigen Fällen kaufen vielleicht Theaterdirektoren aus der Provinz die Szenerie. Auch Schildermaler erstehen sie meterweise und malen darauf die großen Schilder, die in Restaurants und Gasthäusern irgend ein Me oder Porter anpreisen. Für moderne Stücke oder solche, die zur Zeit der Stuarts oder Tudors spielen, werden die Möbel von Händlern geliehen, die das ganze Risiko tragen. Für mäßige Preise liefern sie alles zur Ausstattung Nötige und nehmen es zurück, wenn das Stück abgespielt ist; dafür aber muß ihr Name auf das Programm gesetzt werden. Natürlich nutzen sich die Szenerien auch ab und müssen nach einiger Zeit erneuert werden, besonders wenn mit den Stücken eine Provinztournee gemacht wird. Die ausgesonderten Sachen werden dann öffentlich an den Meistbietenden verkauft: Käufer bei solchen Auktionen sind Kulissenmaler, herumziehende Schausteller von Sehenswürdigkeiten und Besitzer von Theatern, die jeden Abend an anderer Stelle aufgeschlagen werden. Auch Bootsbauer finden sich bei solchen Auktionen ein, denn zu Szenerien wird stets vorzügliche Leinwand genommen, die sich zum Bestimmen von Decken, Kanoes oder anderen Fahrzeugen, zum Verstärken von Oeffnungen und Ausschmücken von Kabinen besonders gut eignet. Manchmal werden eine Anzahl Streifen Leinwand sorgfältig zusammengeknüpft, die dann zur Herstellung von Buden oder bei kleineren Provinztheatern zu Vorhängen Verwendung finden. Dann werden sie frisch bemalt oder mit Deklamen bedeckt. So nehmen die Herrlichkeiten der Bühnenwelt, auf denen die Augen des Publikums bewundernd geruht haben, oft ein recht trügerisches Ende.

Sumoristisches.

— **Kibitze im alten Berlin.** Die sonderbare Vogelgattung der „Kibitze“, die den Schrecken vieler Kartenpieler bildete, machte schon vor mehr denn 300 Jahren im alten Berlin die Spieltische unsicher. Man war damals, so wird der „Tägl. Abich.“ geschrieben, aber weniger tolerant gegen sie als in unserem heutigen zivilisierten Zeitalter, sondern ging den lästigen Quisquaven mit drastischen Mitteln zu Leibe. Das beweist eine „neue Straff-Ordnung“, die die Berliner Gastwirte im Jahre 1583 durch Leonhardt Thurneisser im Grauen Kloster drucken ließen. Dieses ergötzliche Dokument hat folgenden Wortlaut: „Wer denen fleißigen Spielern über die Achseln gucket, also daß ine eyn hejße angst würdt, den soll man bald verjagen und hejß in eyn Kibitz. Wer aber die Charte von zweien Spielern beglozet hat und kommt in eyn listlehn eynem etwas kundzuthun durch klappern mit den Augen oder Er schwayet mit dem Maul, den soll man pönitieren um 30 pfennige in guter Müntz oder eynem Krügelein voll Weyßbier zu gemeynem Besten, dann verjag in. Wer aber sich bedünket, so voll weyßheit zu sein, daß Er den Spielern will rat geben oder sagen, es habe eynes nicht recht gespielt, den soll man auf sehn maul schlagen, auch ine das Krüppeln über die Ohren treyhen, denn Er ist eyn Esel, dann soll man in verstäupen und werffe in auf die gasse.“

Notizen.

— Die Unterstützung von Volksbibliotheken mit guten Büchern wird von der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel seit Jahren mit Erfolg betrieben. Im ersten Jahre sind 500 Volksbibliotheken mit je 35 Werken, also insgesamt mit 17 500 Werken unterstützt worden, im zweiten Jahre waren für 750 Volksbibliotheken je 40 Werke, also insgesamt 30 000 Werke in Bereitschaft gestellt. Die gegenwärtig beginnende dritte Verteilung soll je 42 Werke für 750 Volksbibliotheken, also 31 500 Bücher umfassen.

— „Gabriel Schellings Flucht“ heißt ein neues Schauspiel von Gerhart Hauptmann.

— Das Karl Schulte-Theater in Hamburg wurde von der Berliner Schiller-Theater-Aktiengesellschaft übernommen.

— „Das süße Gift“, ein Musiklustspiel von Albert Gortler, Text von Martin Fehse, wird am 1. September seine Uraufführung am Kölner Stadttheater erleben.

w. Als der heißeste Ort auf der Erde wird die Insel Wahren im Persischen Golf bezeichnet. Die mittlere Temperatur für das ganze Jahr beträgt 36° Celsius. Juli, August und September sind, abgesehen von den Eingeborenen, für jedermann unerträglich. Am Mitternacht zeigt dann das Thermometer noch über 37°, um 7 Uhr morgens 41 bis 42° und um 3 Uhr nachmittags 60°.

g. Ein sonderbares Barometer bewohnen die Bewohner des südlichen Chile. Es besteht aus einer abgeworfenen Schale einer dort einheimischen Krabbenart. Die leere Muschel ist bei gutem Wetter vollständig weiß; ist Regen oder Sturm im Anzuge, so erscheinen rote Flecken auf der zarten Färbung, und droht der Regen ausdauernd zu werden, dann rötet sich die ganze Muschel und bleibt so, bis wieder trodene Bitterung eintritt.